

Die Komposition der ersten Satire des Horaz.

Dass Horaz in seinen Gesprächen und Briefen Vorbilder vor Augen hatte, die uns bis auf geringe Spuren verloren sind, darf man heutzutage als allgemeine Ueberzeugung betrachten. Einen schlagenden Nachweis dafür hat an einem Punkte Kiessling erbracht (Ind. lect. Greifswald 1887): die sponsi Penolopae, nebulones Epist. I 2, 28 sind nicht aus dem Gemeingut aller Gebildeten und Ungebildeten, der homerischen Schilderung der schwelgerischen Freier, zu erklären, sondern aus der zuerst von Aristipp vorgetragenen Umdeutung auf niedrig angelegte Naturen ohne ernstes Streben. Und weitere Belege charakteristischer Wendungen und Bilder des Horaz bei anderen, von ihm unabhängigen Autoren müssen allmählich eine gewisse Vorstellung von den verlorenen Schriften gewähren. Aber wichtiger für die eindringende Kenntniss des Horaz ist eine Analyse seiner Werke, die bisweilen die Arbeitsweise des gelehrten Dichters zu erkennen ermöglicht. Nach beiden Richtungen hin ist viel in den musterhaften Erklärungen der Kiessling'schen Horazausgabe geschehen; und zusammengefasst und fortgeführt sind verschiedene dieser Beobachtungen in der anregenden Dissertation von R. Heinze, de Horatio Bionis imitatore, Bonn 1889. Hieran schliessen die folgenden Bemerkungen an, die, wo zwischen Heinze und Kiessling zu entscheiden ist, mehrfach zu dem älteren Erklärer zurückkehren oder in einer von Heinze etwas abweichenden Richtung weiterzuführen sein werden; auch über die memoria Horatiana bei den Griechen werden sie anders urtheilen.

Die erste Satire des ersten Buches enthält drei verschiedene Bestandtheile: 1) ein Mensch beneidet den andern, und doch möchte schliesslich keiner mit dem andern tauschen; 2) der reiche Geizhals, gezwungen die Gründe seines Verhaltens anzugeben, wird Schritt für Schritt widerlegt; 3) Schluss, der beide Erörterungen vereinigen soll. Heinze wirft die Frage auf, ob Horaz diese Stücke in einer Quelle gelesen habe und entscheidet sich dagegen. Mit Recht. Aber die Frage ist zu sehr zugespitzt: wenn Horaz selbst dachte, so entnahm er wohl einzelne Bonmots und Beispiele seinen Vorlagen, liess sich auch von ihnen gewiss im Ganzen vielfach anregen, wird ihnen aber doch wohl schwer-

lich sklavisch gefolgt sein. Es ist nicht einmal bewiesen und lässt sich nicht beweisen, dass Stück 1) und Stück 2) von demselben griechischen Autor behandelt waren: also braucht man die Frage gar nicht aufzuwerfen, ob beide Stücke in ein und derselben Horaz vorliegenden Schrift gestanden haben. Wirft man sie aber einmal auf, so kann man diese Möglichkeit vielleicht schärfer abweisen als Heinze dies gethan hat, sobald man sich die völlige inhaltliche Verschiedenheit der beiden ersten Theile klar gemacht hat: den Geizigen beneidet niemand, und der Reiche denkt nicht von fern daran, mit dem lieben Nachbar zu tauschen. Wir haben in der zweiten Erörterung ein von der ersten völlig unabhängiges Thema. Die lockere Aneinanderreihung beider passt vortrefflich für den Gesprächston horazischer Sermones; aber es wäre sehr merkwürdig, wenn beide heterogenen Bestandtheile ebenso zusammen bereits in einer von Horaz benutzten Schrift eines griechischen Popularphilosophen gestanden hätten.

Der erste Theil (Vers 1—22), der in sich einheitlich ist, scheint sowohl mit den in der 'kynischen' Popularphilosophie typischen Beispielen wie mit der witzigen Peripetie auf ein griechisches Original vermuthlich des 3. Jahrh. v. Chr. zurückzugehen, das Horaz selbst 23 ff. zu charakterisiren scheint. Dies zum Theil zu rekonstruiren hat man mit Hülfe einer Stelle des Maximos von Tyros versucht, der dieselben beiden Paare sich beneiden lässt, wie Horaz es thut, und schliesslich die witzige Pointe sogar fast mit denselben Worten wiedergiebt: καὶ ἴδοις ἄν τὸν μὲν γεωργικὸν μακαρίζοντα τοὺς ἀστικούς ὡς συνόντας βίῳ χαρίεντι καὶ ἀνθηρῷ, τοὺς δὲ ἀπὸ τῶν ἐκκλησιῶν καὶ τῶν δικαστηρίων, καὶ τοὺς πάνυ ἐν αὐτοῖς εὐδοκίμους, ὄδυρομένους τὰ αὐτῶν καὶ εὐχομένους ἐπὶ σκαπάνῃ βιώναι καὶ γηδίῳ σμικρῷ· ἀκούσῃ δὲ τοῦ μὲν στρατιωτικοῦ τὸν εἰρηνικὸν εὐδαιμονίζοντος, τοῦ δὲ ἐν εἰρήνῃ τὸν στρατιωτικὸν τεθηπότος. καὶ εἴ τις θεῶν, ὡσπερ (sc. διδάσκαλος) ἐν δράματι ὑποκριτάς, ἀποδύσας ἕκαστον τοῦ παρόντος βίου καὶ σχήματος μεταμφιέσει τὰ τοῦ πλησίον, αὔθις αὖ οἱ αὐτοὶ ἐκείνοι ποθήσουσι μὲν τὰ πρότερα, ὄδυροῦνται δὲ τὰ παρόντα (Diss. 21, 1). Mit dem Letzten vergleiche man Hor. Vers 15 ff.

si quis deus 'en ego' dicat

'iam faciam, quod voltis: eris tu, qui modo miles, mercator; tu, consultus modo, rusticus. hinc vos, vos hinc mutatis discedite partibus. — eia, quid statis?' nolint atqui licet esse beatis.

Die Uebereinstimmung ist so auffallend, dass eine sklavische Abhängigkeit beider Autoren von einer gemeinsamen Quelle sich daraus zu ergeben scheint. Aber der Verdacht Davies' und Reiskes ist nicht kurz von der Hand zu weisen, Maximus habe sich an Horaz selbst angelehnt. Mag der Rhetor auch noch so sehr gegen die römische Bildung eifern, der Verdacht lässt sich, wie ich glaube, zur Gewissheit machen. Das Gravierende sind die vier Typen. Drei davon, Kaufmann, Soldat und Landmann, kennt auch sonst die griechische Popularphilosophie, und diese drei wiederholt auch Horaz im Beginn des zweiten Theiles V. 28 ff.: da er als Beispiel für das Zusammensparen den Jurisconsultus nicht mehr brauchen kann, lässt er ihn an der zweiten Stelle fallen und setzt dafür den Caupo ein. Wenn er Vers 13f. behauptet

cetera de genere hoc (adeo sunt multa) loquacem
delassare valent Fabium,

so muss man ihm das glauben, um so mehr, als es auch im Axiochos in ähnlichem Zusammenhange heisst (368): ἴνα πολλὰ ὑπερβαίνω. Allerdings entspricht solche Häufung nicht den Gewohnheiten der griechischen Popularphilosophen wenigstens der späteren Zeit. Dagegen lässt sich, und das hat Heinze S. 17f. gethan, eine Anzahl Parallelen für die Verwendung jener drei Beispiele aus Lukian, Dion, Seneca u. s. w. zusammenbringen; wenn Heinze aber glaubte, auch die Erwähnung des Jurisconsultus belegen zu können, so beruht das auf einem Irrthume. Bei Lukian findet er zweimal angeführt die Seefahrer, die Kriegführenden, die Landbebauer und οἱ δικάζόμενοι. Aber es ist klar, dass Lukian hier nicht wie Horaz besondere Stände aufführt, sondern die mit den Mühsalen des Lebens ringenden Menschen: τὴν δὲ πληθὺν ὄρας, ὦ Χάρων, τοὺς πλέοντας αὐτῶν, τοὺς πολεμοῦντας, τοὺς δικάζομένους, τοὺς γεωργοῦντας, τοὺς δανειζόντας, τοὺς προσαιτοῦντας; ὄρω ποικίλην τιὰ τὴν διατριβὴν καὶ μεστὸν ταραχῆς τὸν βίον (Charon 15). Dazu . . . οἱ πλέοντες, οἱ πολεμοῦντες, οἱ γεωργοῦντες, οἱ δικάζόμενοι, τὰ γύναια, τὰ θηρία καὶ πάνθ' ἀπλῶς, ὅποσα ἔτρεφει Ζεῖδωρος ἄρουρα' (Ikar. 12). Diese δικάζόμενοι sind (eine andere Erklärung giebt es nicht) Leute, die in Prozesse verwickelt sind: sie haben folglich nichts mit dem vornehmen Römer zu thun, der unentgeltlich seine Rechtsbelehrung erteilt. Und kann denn überhaupt der Typus eines solchen Jurisconsultus in der griechischen Quelle vorgekommen sein? Aus dem Schweigen aller Quellen, der Hi-

storiker, Redner und Politiker (wie Platon und Aristoteles), muss man schliessen, dass die griechischen Staaten wenigstens in vor-römischer Zeit einen analogen Stand, den der Juristen, nicht kannten. Höchstens war einmal von einer ἐμπειρία νομική die Rede (Philod. de vitiiis X 18), oder es wurde ein alter Praktiker 'Kenner der Gesetze' genannt; so kam (wohl zuerst) in der Galateia des Alexis (Fr. 39 Kock) ein solcher νομικός vor, und erheblich später werden νομοῖστορες angeführt. Noch Strabon beruft sich bei Erwähnung des νομῶδός in Mazaka ὅς ἐστιν αὐτοῖς ἐξηγητῆς τῶν νόμων (XII 539) auf die römische Einrichtung. Also darf man es wohl als sicher betrachten, dass die griechische Quelle des Horaz höchstens den Staatsmann (Axiochos 368), das heisst den Redner, oder den Logographen aufgeführt haben kann. Aber auch sie haben die übrigen Parallelen bei Lukian usw. nicht, ebensowenig wie Horaz selbst im zweiten Theile, wo er zwar mit dem Jurisconsultus nichts anfangen konnte, wohl aber den für Geld Prozesse Führenden oder den in beständiger Lebensgefahr schwebenden Politiker trefflich hätte brauchen können. Nach seiner eigenen Angabe hat Horaz viele Beispiele der Mühseligen und Beladenen vorgefunden; wenn davon einzelne aus der Masse herausgehoben und weiter ausgeführt waren, so sprechen die Analogien dafür, dass das mit den drei Typen geschehen war. Dagegen ist es sehr unwahrscheinlich, dass Horaz bereits neben den übrigen die vier Stände in paarweiser Gruppierung vorfand und seine Vorlage wörtlich übersetzte. Sehr glücklich ist die Gegenüberstellung des vornehmen, viel in Anspruch genommenen römischen Juristen und des Bauern, der in die Stadt zu Gerichte gehen muss (also zugleich den γεωργοῦντες und den δικαζόμενοι entspricht): mithin ist diese pointirte Gegenüberstellung wohl das Eigenthum des römischen Dichters, wie der Jurisconsultus den Römern eigenthümlich ist. Maximus Tyrios hat dann wieder den griechischen Verhältnissen Rechnung getragen und das von Horaz zugefügte Beispiel etwas umgemodelt übernommen: also kommt er für die Rekonstruktion der 'kynischen' Quelle nicht in Betracht.

Wenn diese Annahme richtig ist, dass erst Horaz die Gegenüberstellung der beiden Paare erfunden hat, das heisst eben jene dramatische Zuspitzung, die Kiessling bewogen hat, als Horazens Vorlage eine Burleske des Menippos zu vermuthen, so kann, da dieser Grund jetzt fortfällt, irgend ein anderer griechischer Satiriker den Horaz angeregt haben, also etwa Bion oder Ariston. Und das ist auch aus anderen Gründen wahrscheinlicher.

Für Bion spricht, dass er auch sonst Stände personifizirt, den König wie den Pädagogen oder den Bettler; und ihm ist der Vergleich der Tyche oder der Gottheit mit dem dramatischen Dichter, der die Rollen vertheilt, geläufig. Ariston, der Nachahmer Bions, hat zudem eine ganz gleiche Fiktion wie Horaz mit gleicher Lösung gebraucht (Cic. Cato M. 83 'et si quis deus mihi largiatur' etc. vgl. Archiv für Gesch. d. Philos. V 208 f.). Eine derartige halbphilosophische Schrift wird also auch Horaz hier wie sonst vorgelegen haben, und in ihr war gewiss die dramatische Handlung nur eben angedeutet, im Gegensatze zu der Menippeischen Satire. Wahrscheinlich hat auch Horaz erst die direkte Rede der Gottheit, Jupiters, eingeführt: aber sie kann natürlich bereits in dem griechischen Originale gestanden haben.

Die Quellen des Maximus Tyrios sind nicht genauer untersucht, obwohl es sich lohnte. Aber die Annahme, dass er von Horaz abhängig ist, kann nicht sehr überraschen, wenn man sich die Griechen nicht zu einseitig denkt. Es ist bekannt, dass griechische Dichter öfter den Horaz benutzt haben. Hier wird es genügen, darauf hinzuweisen, dass nach Kaibels sicherem Nachweise (Ind. lect. Greifswald 1885) das Epigramm Pseudo-Philodems AP V 126 aus Sat. I 2 genommen und zwar aus zwei getrennten Stellen kontaminirt ist. Horazbenutzung seitens griechischer Prosaiker, die Heinze fast ganz leugnet, ist auch sonst nicht ausgeschlossen. Bekannt ist, dass Plutarch die Briefe einmal zitirt. Da Plutarch wenig Lateinisch verstand, den Varro nur aus Juba kannte und die camilli mit Camillus verwechselte, so ist es sehr gut möglich, dass er das Horazzitat aus zweiter oder dritter Hand hatte, so gut wie er den zitirten Livius (V 22) nur indirekt benutzt hat (Plut. Kam. 6, vgl. Kiessling Ind. lect. Greifsw. 1886). Kiessling vermuthet daher, das Horazzitat sei Plutarch etwa durch die *dictorum urbana libri* des Domitius Afercos. 39 vermittelt worden. Das ist, obwohl direkte Benutzung nicht gänzlich ausgeschlossen, sehr glaublich. Falsch dagegen ist, was Heinze S. 11 behauptet, Plutarch habe die betreffenden Verse nur missverständlich verkürzt gelesen. Horaz wie Plutarch erzählen eine Anekdote über den unübersehbaren Reichtum des Lucullus; wo sie abweichen, wird man vielleicht dem Biographen a priori mehr Vertrauen zu schenken geneigt sein als der Lizenz des Dichters. Dieser fügt eine Nutzenanwendung hinzu Epist. I 6, 45 f.

exilis domus est, ubi non et multa supersunt
et dominum fallunt et prosunt furibus.

Und diese Verse zitirt Plutarch Luk. 39 so: εἰς δὲ καὶ Φλάκκος ὁ ποιητῆς ἐπιπεφώνηκεν, ὡς οὐ νομίζει πλοῦτον, οὐ μὴ τὰ παρορώμενα καὶ λανθάνοντα πλείονα τῶν φαινομένων ἐστίν. Die Tendenz Plutarchs und Horazens ist eine verschiedene, und ebenso ihr Ton: darum hat Plutarch, der ja nicht buchstäblich übersetzt, zwar fallunt ziemlich genau durch τὰ παρορώμενα wiedergegeben, aber das drastische *prosunt furibus* durch ein farbloses Synonym des vorigen (λανθάνοντα) ersetzt: der doppelte Ausdruck macht wahrscheinlich, dass er et *prosunt furibus* allerdings gelesen hat. Statt das zu leugnen, wäre es nützlicher gewesen, die in πλείονα τῶν φαινομένων steckende Unrichtigkeit zu erklären: offenbar hat Plutarch multa supersunt fälschlich mit πολλὰ ὑπερέχει statt π. περισσεύει übersetzt und so Horaz von mehr unbekanntem als bekanntem Besitzthume reden lassen. Vielleicht hat dieses Missverständniss sogar Einfluss auf die plutarchische Wiedergabe der Anekdote selbst gehabt, da hier der Bittsteller doppelt so viele Gewänder erhält als er braucht (τοῦ δὲ ἑκατὸν ἀρκέσειν φήσαντος ἐκέλευσε λαβεῖν δις τοσαύτας), während bei Horaz Lucullus viel sachgemässer dem Bittsteller mittheilt, wieviel Gewänder er gefunden habe, und ihm diese zur Verfügung stellt. Das Missverständniss Plutarchs ist aber um so gravirender, als er an anderer Stelle eine gleiche Sentenz aus einer griechischen Vorlage richtig wiedergegeben hat: τὰ μὲν ἀρκοῦντα κοινὰ καὶ τῶν πλουσίων <καὶ τῶν μὴ πλουσίων> ἐστί, σεμνύνεται δὲ ὁ πλοῦτος ἐπὶ τοῖς περισσοῖς (nebst Ausspruch des Skopas 527 C, Heinze 20, 1).

Nach solcher Probe ungenauer und missverständener Uebersetzung wird es nicht ganz leicht erscheinen, Horazbenutzung da nachzuweisen, wo der Name nicht genannt ist. Und doch lohnt es sich, auch bei griechischen Prosaikern darauf zu achten. Hier möge eine Stelle Besprechung finden, die uns wieder zur ersten Satire zurückführt: ein von Usener herbeigezogener Spruch ist demselben Verdachte ausgesetzt wie jenes Epigramm der Anthologie: διὰ φιλαργυρίαν μετὰ πόνων γεωργεῖς, πλείς μετὰ κινδύνων τὴν θάλασσαν, στρατεύῃ καθ' ὕραν φονεύειν ἢ φονεύεσθαι προσδοκῶν (Gnom. Byz. 207). Der Grundgedanke entspricht genau den Versen 28—32 bei Horaz (aus dem zweiten Theile der Sat. I 1), aber die letzten Worte decken sich fast mit Vers 7 f. *hōrae*

momento cita mors venit aut victoria laeta.

Dass beide Stellen unabhängig von einander seien, ist schwer glaublich. Die Abhängigkeit der Gnome von Horaz geht meines

Erachtens daraus hervor, dass der Kaufmann auf seinen Geschäftsreisen passend sich mit Horaz wünschen kann, Soldat zu sein, weil dann auf einmal die Entscheidung käme, im günstigen Falle Sieg, im ungünstigen Tod: aber was soll diese Nüance des Ausdrucks in der Gnome? Obgleich er Arbeit und Mühe hat, treibt der eine Ackerbau, trotz aller Gefahren befährt die See der andere, Soldat wird der dritte, obwohl er erwarten muss, Todtschlag zu begehen oder zu erleiden — in einem Augenblicke? Das klappt hier so wenig, dass der Zusatz nur entschuldigt und erklärt wird, wenn er Rücksicht nahm auf die beliebte und doch gewiss auch in weiteren Kreisen bekannte Wendung Horazens. Nur wenn das Partizipium προσδοκῶν kausal aufzufassen wäre ('weil du erwarten kannst'), wäre καθ' ὤραν unanständig: aber das ist durch den Sinn der ganzen Stelle und durch die Wahl der Worte φονεύειν ἢ φονεύεσθαι ausgeschlossen, wofür z. B. Herodot 9, 48 sagt: μένοντές τε ἢ ἀπόλλυτε τοὺς ἐναντίους ἢ αὐτοὶ ἀπόλλυσθε. Die Gnome entstammt einer Sammlung ἐκ τῶν Δημοκρίτου, Ἴσοκράτους, Ἐπικτήτου: und da die kynische Bemerkung offenbar weder mit Demokrit noch mit Isokrates etwas zu thun hat, so bliebe höchstens Epiktet, der wohl den Horaz gekannt haben könnte; aber auch seine Autorschaft ist ganz unsicher. Noch aus einem anderen Grunde scheint die Gnome von der Satire I 1 abhängig zu sein; aber dessen Darlegung erfordert die Rückkehr zum Gedankengang des Horaz.

Der zweite Theil von Sat. I 1 behandelt den reichen Filz (bis Vers 107) oder, deutlicher gesagt, den knauserigen Millionär. Vgl. Vers 41 quid iuvat immensum te argenti pondus et auri . . deponere? 45 milia frumenti tua triverit area centum. 51 suavest ex magno tollere acervo. 55 magno de flumine. 58 Aufidus. 70 congestis undique saccis. 86 argento post omnia ponas. 95 (Umidius) dives ut metiretur nummos. Das ist im Ganzen eine launige Uebertreibung wie die des Abergläubischen bei Plutarch oder des falschen Genies am Schluss der Ars poetica, in sich der Hauptsache nach einig und einheftlich.

Wie ist nun diese Schilderung mit Theil 1) verknüpft? Nach kurzer theoretischer Betrachtung über formale Verbindung von Ernst und Scherz (23—27), die wohl durch die griechische Vorlage von 1) angeregt war, vielleicht auch eine Selbstcharakteristik dieser bildete, beginnt Horaz seine 'ernsten' Betrachtungen über die φιλαργυρία Vers 28 mit Einführung der drei typischen Beispiele und des Caupo, die für ihr Alter sparen, trotz Mühsal

und Gefahr, wie die fleissige Ameise, die ebenfalls typisch ist (33 nam exemplo est, vgl. Theokr. 17, 107 μύρμακες ἀεὶ μογέοντες, Verg. Georg. I 186 inopi metuens formica senectae, Aen. IV 402). Aber, heisst es V. 36, der Unterschied ist: das kluge Thier verzehrt im Winter seinen Vorrath, du dagegen sammelst ohne Unterlass weiter:

cum te neque fervidus aestus
dmoveat lucro neque hiems, ignis, mare, ferrum,
nil obstat tibi, dum ne sit te ditior alter (38 ff.).

Wen redet der Dichter hier mit *te* an? Den Dutzendmenschen, meint Kiessling, einen dem Dialogführenden gegenüber gedachten Geizigen, sagt Krüger: und wirklich ist es zweifelhaft, ob dies nicht bereits der Geizhals ist, der trotz unermesslichen Reichtumes weiter spart: sicher ist nur von ihm im Folgenden die Rede. Und sicher war nicht von ihm im Vorhergehenden die Rede. Schiffer und Soldat, Wirth und Bauer sind ärmliche, bedauernswürdige Menschen, die sonst als Beispiele menschlichen Elends aufgeführt und auch hier zunächst nicht deutlich der Uner sättlichkeit beschuldigt werden, wenn es heisst, dass sie wie die Ameisen vorsichtig für ihr Alter zurücklegen. Erst mit dem Unterschiede der Ameise (quae 36) von dem unersättlichen Menschen (cum *te*, vgl. Lessings Salomonische Fabel) setzt die eigentliche Kritik der ἀπληστία ein. Denkt sich der Dichter etwa den fingirten Mitunterredner, den er mit *te* anredet, bereits als den Geizigen? Geschickt vermeidet er noch, ihn als solchen mit Deutlichkeit zu bezeichnen. Wie er dazu gekommen ist, von den typischen Beispielen auszugehen, die doch herzlich schlecht zu dem Folgenden passen, ist leicht zu sagen: sie kamen im ersten Theile bereits vor und waren daher geeignet, den Uebergang von der μεμψιμοιρία zur ἀπληστία zu bilden; nur musste der Jurisconsultus beseitigt oder ersetzt werden, und an die Stelle des Kaufmanns, der doch immer noch einen leidlichen Wohlstand vertritt, trat der typische Schiffer, der mit jenem durchaus nicht einfach identisch ist. Und wie die Typen, so bot auch die Gewinnsucht einen geschickten Uebergang vom Brodneid und der Unzufriedenheit zum unersättlichen Geize dar. Dabei liess sich freilich nicht vermeiden, dass ein gewisser Tadel den mit Beschwerden ihr Brod erwerbenden kleinen Leuten angeheftet wird: das Beispiel der Ameise kann zunächst durchaus in lobendem Sinne angeführt sein (33—35); erst mit dem adversativen Relativsatze (36—38) wird der Tadel unverhüllt ausgesprochen: aber nun ist das mensch-

liche Objekt etwas geändert, an die Stelle der Sparsamen ist der Habgierige getreten.

Dass Horaz die Charakteristik des Habgierigen in seiner griechischen Vorlage ganz oder theilweise gefunden hat, wird man zugestehen können, aber die verschleiernde Ueberleitung vom Inhalte des ersten Theiles zu dem des zweiten ist offenbar seine Zuthat, er hat selbständig die für die Mühsal des Lebens typischen Beispiele verwendet für die φιλαργυρία. Dasselbe ist auch in der Gnome Epiktets geschehen: sie hat nicht nur einzelne Probleme (S. 46f.), sondern den ganzen horazischen Gedanken sich angeeignet mit so durchsichtiger Kontamination wie das Epigramm Pseudo-Philodems: sie stammt also wirklich aus Horaz.

Der Schlussheil (108 ff.) sucht das Unmögliche möglich zu machen, die zweite Erörterung über den Geizigen als Beantwortung der Grundfrage des ersten Theiles, warum niemand mit seinem Loose zufrieden sei, hinzustellen. Da die Unvereinbarkeit beider Theile bereits genügend dargelegt ist, so folgt, dass wir in dem Schlussheile eine ähnliche Verschleifung der Widersprüche haben wie in der Ueberleitung vom ersten zum zweiten Theile. Aeusserlich knüpft Horaz mit den Worten

illuc unde abii redeo, <qui> nemo . . .

se probet ac potius laudet diversa sequentis (108f.)

an die ersten Verse der Satire an, und mit dem Zusatz ut avarus (108) an den Inhalt des zweiten Theiles: aber die folgenden Bilder entsprechen nur dem ersten, nicht dem zweiten Theile. Der Neid auf des Nachbars Ziege mit grösserem Euter (110), der Hinweis auf die grosse Menge, die noch ärmer ist als man selbst (111f.), der Vergleich mit der Rennbahn, wo man immer nur den Wagen vor sich sieht (113ff.): dies alles hat nichts mit dem Millionär des zweiten Theiles zu thun, sondern führt uns wieder zurück zu dem kleinen Manne, wie dem Landmanne und dem Wirthe, die nicht rechtzeitig anfangen sich zu frieden zu geben mit dem Erworbenen; es führt zurück zu dem Vers 38, bei dem es zweifelhaft bleiben musste, ob Horaz dort den Dutzendmenschen oder schon den eigentlichen Geizhals apostrophirte. Man sieht, wie kunstvoll Horaz die Fäden in einander verschlungen hat: mag er immer die Bilder der Verse 110—116 seiner Lektüre verdanken, mindestens hat er sie in diesen Zusammenhang zuerst eingefügt. Sehr glücklich, weil so die ἀπληστία des Mittelstandes ergänzend zum zweiten Haupttheile tritt, und mit Rücksicht auf den ersten Theil nicht ungeschickt, da

zwar nicht die Unzufriedenheit mit dem eigenen Loose und der Neid auf andere Stände erklärt wird, wohl aber die Ungenügsamkeit und der Brodneid überhaupt. Bei dieser Umbiegung des Gedankens kann denn Horaz auch getrost schliessen:

inde fit, ut raro, qui se vixisse beatum
dicat et exacto contentus tempore vita
cedat uti conviva satur, reperire queamus (117 ff.).

Das Bild vom Gastmahle ist natürlich ein Gemeinplatz, auf den er auch ohne Lektüre griechischer Quellen kommen konnte, aber es ist hier sehr geschickt angebracht. Nur mit der Schlussbemerkung, man solle ihm nicht nachsagen, er habe des Crispinus Schreibisch geplündert, verräth Horaz liebenswürdiger Weise sich selbst; gewiss hat er sich nicht gerade an Crispinus gehalten, aber: qui s'excuse, s'accuse.

Für den Hauptheil der Satire hat Heinze die Art der Quelle gut nachgewiesen durch Vergleich namentlich mit Plut. περί φιλοπλουτίας. Hier habe ich nur Weniges zu berichtigen oder nachzutragen. Zu Vers 62 'nil satis est' inquit, 'quia tanti, quantum habeas, sis' hat Kiessling treffend angemerkt: 'Der Grundsatz ist das megarische κέρδαινε καὶ φείδου καὶ τοσούτου νόμιζε σαυτὸν ἄξιον, ὅσον ἂν ἔχῃς (Plut. π. φιλοπλ. 7). Horaz hat ihn aber aus Lucilius übernommen:

aurum atque ambitio specimen virtutis virique est:
tantum [lies: quantum] habeas, tantum ipse sies tantique
habearis (1066 L.).'

Diesem Luciliusverse entspricht der Horazvers in der That der Form nach, in der Sache dagegen vielleicht genauer einem von Heinze S. 19, 3 beigebrachten Eryxiaszitate σκοπεῖν, ὁπόθεν πλούσιοι ἔσσονται, ὡς ἂν μὲν τι ἔχῃς, ἄξιός του εἶ, ἐὰν δὲ μή, οὐδενός (396 C). Zurück geht diese pointirte Wendung auf Bion, dessen schlagenden Vergleich Johannes Stobaios Flor. 91, 32 aufbewahrt hat: Βίων ἔλεγεν ὡσπερ τὰ φαῦλα τῶν βαλαντίων, κἂν μηδενός ἢ ἄξια <αὐτά?>, τοσούτου ἐστὶν ἄξια, ὅσον ἐν ἑαυτοῖς τὸ νόμισμα ἔχουσιν· οὕτω καὶ τῶν πλουσίων τοὺς οὐδενός ἄξιους καρποῦσθαι τὰς ἀξίας, ὧν κέκτηνται. Dies Bild vom Geldsack ist festgehalten, aber die Folgerung kühner gezogen Cic. Parad. 6, 44. Sen. Rem. Fort. 10, 3. Epist. 92, 31. Dagegen in den oben angeführten Stellen fehlt der Vergleich, aber die Folgerung ist geblieben, nur im Sinne des Geizigen gesprochen. Dabei ist jedoch ein Unterschied zwischen Plutarch und dem Eryxias zu beobachten: bei ersterem ist die Rede von Selbstschätzung (νόμιζε σαυτὸν), in dem Pseudoplatonischen

Dialoge dagegen und den übrigen Parallelen¹ von der Geltung bei anderen. Lucilius scheint beides vereinigen zu wollen (*tantum ipse sies tantique habearis*). Und Horaz? Sein *'tanti quantum habeas sis'* ohne *ipse* scheint auf Geltung bei anderen zu gehen (= *esse putaris*, Kiessl.), nicht auf die Selbstschätzung. Aber das scheint nur so, es wird unmöglich durch das Folgende:

ut quidam memoratur Athenis

sordidus ac dives, populi contemnere voces

sic solitus: 'populus me sibilat, at mihi plaudo

ipse domi, simul ac nummos contemplor in arca' (64 ff.).

Hier haben wir die Selbstschätzung wie bei Plutarch. Wenn man also nicht *ut in at* ändern will, darf man das *sis* nicht mit *habearis* (ἄξιος εἶ) gleichsetzen, sondern mit νόμιζε σεαυτόν: dann hat aber Horaz sich missverständlich ausgedrückt, offenbar beeinflusst durch den Wortlaut des Luciliusverses. Wer aber einen durch *at* eingeführten Gegensatz annehmen will, wird erst recht das *tanti sis* auf Lucilius, die Anekdote von dem Athener auf die mit Plutarchs Fassung übereinstimmende griechische Quelle zurückführen müssen. Also ist falsch, was Heinze S. 20^o Anm. von Vers 62 äussert *'utrum e Lucilio sumpsisset an e fonte Graeco, fortasse Horatius ne ipse quidem sciebat'*: Horaz hatte in Vers 62 Lucilius vor Augen und wird sich dessen vermuthlich bewusst gewesen sein.

Endlich noch eine Anmerkung zu Vers 43, wo der Geizhals seinen Berg Gold und Silber ungeschmälert erhalten will:

quod si coninusas, vilem redigatur ad assem.

Dieser Einwand des Geizigen würde kindisch sein, wenn ihm nicht der megarische Haufenschluss, der Sorites, zu Grunde läge, der der Stoa so viel zu schaffen gemacht hat: damit konnte man durch fortgesetzte Addition oder Subtraktion beweisen, dass Null viel und Unendlich wenig sei, also liess sich damit auch ein Haufen Geld flugs auf ein Minimum reduzieren. Aehnlich thöricht klingt auch Sat. II 5, 59f.

¹ Vgl. Petron 77 *assem habeas, assem valeas; habes, habebereis* (dazu Friedländer Ed. 1891 S. 319). Sen. Brief 115, 4 *ubique tanti quisque, quantum habuit, fuit*. Juv. 3, 143f. *quantum quisque sua nummorum servat in arca, tantum habet et fidei*. Apul. Apol. 23 *tanti revera estis, quantum habetis*. Augustin diss. Christ. 11, 12 proverbium: *quantum habebis, tantum eris*. Cic. Par: 44 *etenim ex eo, quantum cuique satis est, metiuntur homines divitiarum modum* (wo satis befremdet).

o Laertiade, quidquid dicam, aut erit aut non:
divinare etenim magnus mihi donat Apollo.

Das ist das stoische Axiom ἤτοι ἔσται ἢ οὐκ ἔσται, womit auf logischem Wege die Berechtigung der Mantik bewiesen wird; vgl. meine Chrysispea Fragm. 81, 78, 79. Wenn Horaz dieserlei dialektische Kunststücke heranzog, natürlich um sie zu verspotten, so zeigt er damit eine achtungswerthe philosophische Bildung. Auch hierin hatte er freilich an Bion ein Vorbild, der so scharf wie nur der Skeptiker Alexinos die übliche Schlussfolgerung der ältesten Stoa parodirte (Sen. de benef. VII 7, 1f.; was Heinze S. 30 über Laert. IV 50 sagt, ist nicht stichhaltig), und auch an Lucilius, der bewies, das Pferd laufe mit den Augen (Fr. 1070 L. 795 Bähr.), freilich mit etwas schwächerem aber drastischerem Witze. Natürlich ist im Einzelnen nicht zu entscheiden, ob Horaz aus derartiger Vermittelung oder aus Originalstudium die dialektischen Sätze hat. Aber man hüte sich, den 'kynischen' Diatriben zu viel zuzuweisen: sicher nicht daraus, sondern aus epikureischen Lehren stammt in Sat. I 2, 37 ff. die Zulassung des Ehebruches und die Warnung vor den damit verbundenen Gefahren und Störungen der Lust, wie denn auch Philodem in Vers 121 zitirt wird; Heinze hat fälschlich S. 22f. einen Widerspruch der schlagenden Parallele Epic. Fr. 535 (und Fr. 440?) zu Fr. 583 und Spruch 51 (Wiener Stud. X 195) angenommen, aber den in Fr. 535 und bei Horaz vermissten νόμος in der Xenophonstelle (Mem. II 1, 5), die er für die indirekte Vorlage des Horaz hält, ohne Bedenken zugelassen. Unmittelbar neben diesen epikureischen Gedanken stehen aber bionische Witze: also auch hier hat Horaz durchaus nicht einfach eine Quelle ausgeschrieben.

So lassen sich in der ersten Satire Einwirkungen des Lukrez (Vers 13, 23) und des Lucilius, vielleicht auch des Vergil (33—35, 41, 44 vgl. mit Georg. I 185f., während Sat. I 1, 113 ff. umgekehrt einen Zusatz Vergils veranlasst zu haben scheint, s. Kiessling S. XI) sowie der Stoa, neben den Hauptquellen nachweisen, und dazu kommt eine selbständige Verarbeitung, die nicht immer glücklich gewesen ist und die Spuren der redaktionellen Thätigkeit nicht ganz verwischen konnte.

Wir vermögen noch, die kunstvolle Verschlingung von zwei oder drei Gedankengängen nachzuweisen: die Missgunst ist 1—22 behandelt, der unersättliche Geiz des Reichen 41—107 [vielleicht schon von 36 an], zur Vermittelung eingeschaltet das Bestreben der grossen Menge, reich und reicher zu werden, 28—[35 oder —]40 und 103—119; die Verse 23—27 bilden eine den Schlussversen 120/1 ähnelnde Einlage. Dass man an einer Stelle nicht scharf die Theile scheiden kann, zeigt, wie geschickt der Dichter hier die beiden verschiedenartigen Bestandtheile seines Gespräches mit einander verschmolzen hat.

Göttingen.

Alfred Gercke.